Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 12

Artikel: Ankunft in Veracruz
Autor: Dodge, David
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668706

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Diese Stimme eines kranken Kindes kam aus der Wohnung von Federmanns Hausmeister.

Nun sprach auch er. Er sprach, so sanft die natürliche Rauheit seiner Stimme es gestattete, dem Kleinen Trost zu, versprach alles Spielzeug der Welt und Schmerzlosigkeit und baldige Weihnachten ... Dann hörte Johann Federmann ihn singen:

«Mein Bübchen, du sollst lustig sein,
Sollst tanzen und sollst lachen;
Das wird die Bäcklein rot wie Wein
Und hell die Augen machen! ...

Während des Gesanges wurde droben neben der Krankenstube ein dunkles Fenster geöffnet. Federmann sah eine Frauengestalt sich hastig hinausbeugen und hörte sie krampfhaft schluchzen. Dann zog sie sich zurück und ihr Schatten bewegte sich wieder hinter den weissen Vorhängen der erleuchteten Stube.

Eine Weile blieb es still; aber bald hob die Klage des Knaben von rotem Feuer und wilden Männern, von sausenden Winden und schwirrenden Vögeln aufs neue an. Dieses Flehen und wache Träumen rührte Johann Federmann ans Herz. Ihm war es, als hörte er durch Dunkelheit und Stille die klagende Seele der Nacht. Er konnte nicht länger mehr dem Jammer zuhören, schloss das Fenster und warf sich auf sein Lager ...

*

Waren es die «singenden Vögel», welche ihm den Morgenschlaf so dumpf und unruhig machten? Horchte er unbewusst, ob der kranke Knabe noch in Fieberträumen spräche, oder lauschte er nach dem fröhlichen Lärm der Werkstätte aus? Johann Federmann wachte zwei-, dreimal auf, horchte und versank wieder in Vergessen. Als er endlich, völlig ermuntert und angekleidet, mit geklärten Augen ans Fenster trat, hatte die Sonne längst den ganzen Himmel mit ihrem Licht getränkt, und selbst seiner winkligen, rauchgeschwärzten Nachbarschaft einen Schimmer von Heiterkeit und Wohnlichkeit verliehen! Aber trotz der späten Morgenstunde erschallte aus dem Hinterhaus nicht das traute Geräusch der Arbeit. Die Fenster standen offen und Federmann sah zwei Gesellen auf einer Hobelbank sitzen und Karten spielen. Der dritte Geselle sass rittlings auf einem Stuhl und sah seinen Kameraden beim Spiele zu, hin und wieder eine dicke Rauchwolke paffend. Auch der Bierkrug fehlte nicht und wanderte fleissig von Hand zu Hand.

Und doch war kein Feiertag! Die Werkstätte selbst schien weder gescheuert noch aufgeräumt zu sein. Die Werkzeugkasten hingen zur Hälfte leer und ihr Inhalt lag da und dort, wie er gestern gebraucht worden war. In den Höfen hingen Frauen Wäsche auf oder klopften den Staub aus den Teppichen; und ein anderer Nachbar von Johann Federmann, ein Flickschuster, der seinen Arbeitstisch am Fenster hatte, liess flink die Nadel gehen ... Es war kein Feiertag!

«Mutter, darf ich nicht zu Heinz hinauf?» fragte ein krausköpfiger Knabe seine Mutter, die am Brunnen des Nachbarhofes stand. Heinz hiess des Hausmeisters kranker Sohn.

«Ach, du lieber Gott», sagte sie, «da müsstest du hoch hinauf.»

Johann Federmann sah jetzt hinauf; aber die weissen Vorhänge in des Schreinermeisters Wohnung waren herabgelassen und niemand zeigte sich.

Da wusste Johann Federmann, was jene Frau unter dem «hoch hinauf» verstand! Der kleine Heinz hatte seine erschrockenen Augen für immer geschlossen ... Der kleine Heinz war tot ...

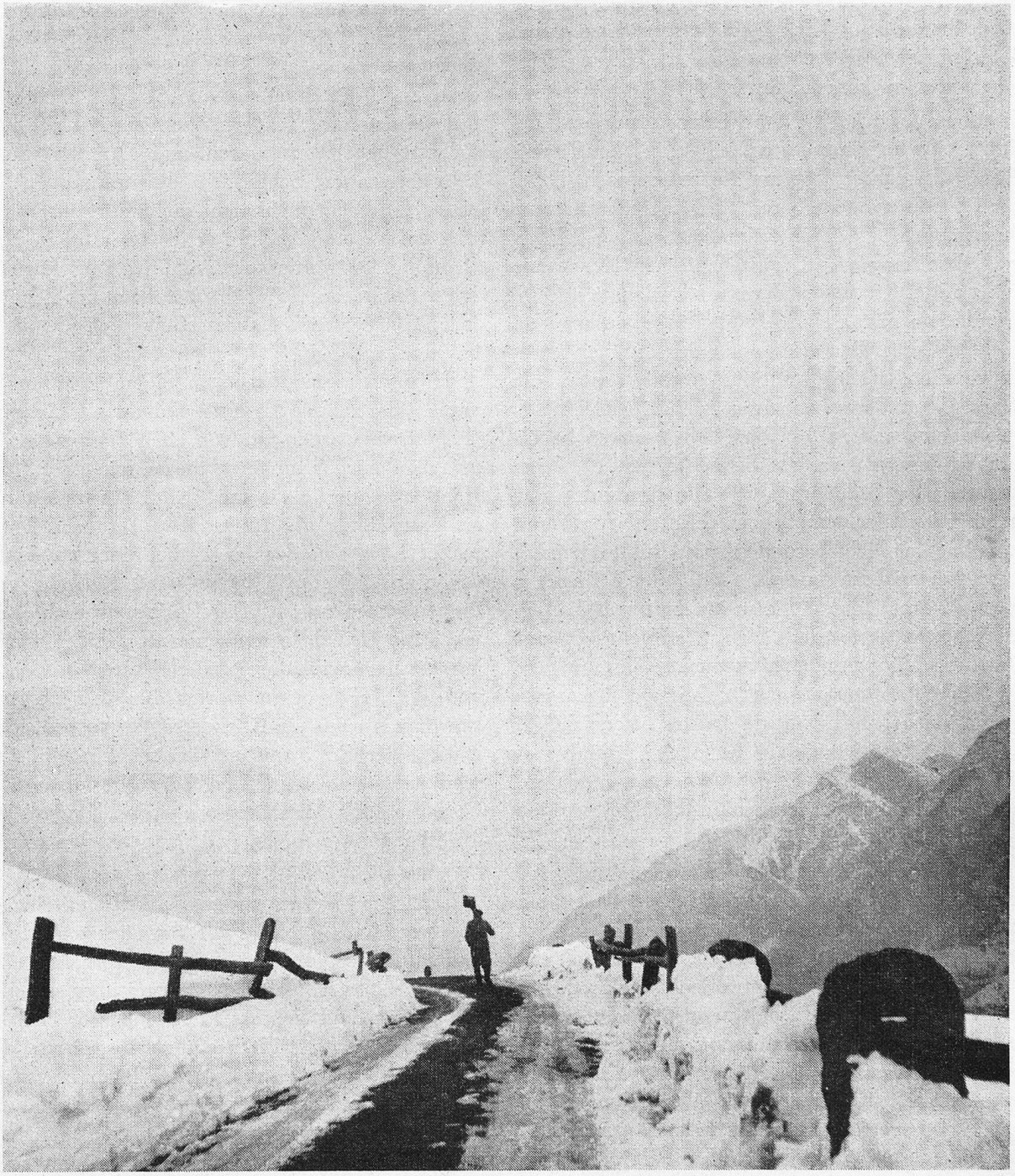
Abends sah Johann Federmann den Meister in der Laube sitzen. Er trat hinzu, nahm seine rauhe Hand und sprach, was ihm das Herz eingab.

Von dieser Stunde an waren die beiden Männer Freunde und nicht selten sass Johann Federmann jetzt, wie der selige Heinz, auf einem unfertigen Schrank oder Kasten und sah dem Meister zu, wie er mit Säge und Hohlhobel hantierte.

Ankunft in Veracruz

Von David Dodge

Veracruz war noch heisser und feuchter als der Urwald. Ganz Mexiko schmachtete seit Wochen unter einer Hitzewelle, und selbst in Mexico City, in beinahe 2300 Meter Höhe, war es ungemütlich warm gewesen. Aber hier unten, im Küstengebiet mit seiner hohen Luftfeuchtigkeit, war die Hitze kaum noch erträglich. Ich fühlte mich so klebrig wie ein halbzerkautes Karamelbonbon, als ich bei Sonnenuntergang die Stadtmitte erreichte und anhielt, um einen jungen Polizisten nach einem Hotel zu fragen.



Wegmacher in der obern Leventina

Photo Ernst Brunner

Erst fürchtete ich, an den Falschen geraten zu sein, denn er warf einen Blick auf seine Uhr und beorderte mich an den Randstein. Mir schwante Unheil. Aber dann kam er lächelnd auf mich zu und teilte mir mit, sein Dienst sei gleich zu Ende, und wenn ich ein paar Minuten warten könnte, würde er mich mit Vergnügen persönlich zu einem Hotel bringen. Da ich annahm, auf diese Weise Zeit sparen zu können, wartete ich.

Das sollte sich bald als Fehler entpuppen. Zunächst einmal wünschte er, selbst zu chauffieren. Da ich den ganzen Tag am Steuer verbracht hatte, war ich nur zu gern bereit, ihm meinen Platz zu überlassen. Doch schon beim Start musste ich bemerken, dass er seine fahrtechnischen Kenntnisse einzig und allein einem Fernkurs verdankte und im Grunde von nichts eine Ahnung hatte, ausser vom direkten Gang. Das wäre auf einer offenen Landstrasse nicht weiter schlimm gewesen; aber die Strassen von Veracruz waren schmal, schlecht beleuchtet und von zahlreichen Ochsenkarren bevölkert, so dass wir nur im Schneckentempo fahren konnten. Der bedauernswerte alte Chevrolet, der zudem mit schlechtem Benzin gefüttert wurde und sich ohnedies nicht besonders wohl fühlte, begann zu zittern und zu bocken; schliesslich blieb er stehen, worauf der Polizist ihn mit rohen Ausdrücken traktierte und höchst aufgebracht auf die Hupe hämmerte. Ich versuchte, ihn auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, die der zweite Gang in sich barg; doch da er dies offensichtlich übelnahm, liess ich ihn in Ruhe. An sich war es mir gleichgültig, was er dem Wagen antat, wenn er mich nur bald irgendwohin brachte, wo ich baden und etwas trinken konnte.

Nach einer Weile landeten wir denn auch vor einer *posada*, einem Gasthof. Er war ziemlich klein, lag jedoch am *paseao*, einer breiten Promenade am Strand, und sah neu, sauber und modern aus. Es gab sogar strahlend helles Neonlicht in der Halle, die leer war bis auf den hemdärmelig über einer illustrierten Zeitung schwitzenden Portier. Ich füllte den Anmeldeschein aus, indem ich die üblichen Fragen über Alter, Beruf und Geschlechtsleben beantwortete; inzwischen hatte der Polizist meinen Koffer hereingebracht, und nun blieb nichts mehr zu tun übrig, als den dienstfertigen jungen Mann zu bezahlen und ins Badezimmer zu sausen. Wenigstens stellte ich es mir so vor.

Doch es sollte mir nichts erspart bleiben. Der Polizist wünschte, nach Hause zu fahren. Ich schlug ihm vor, sich auf meine Kosten ein Taxi zu leisten; aber nein, er wollte unbedingt mit meinem Wagen fahren. Also musste ich meine hübsche, saubere *posada* mit dem strahlend hellen Licht wieder verlassen und ihn begleiten.

Natürlich lag ihm im Grunde nur daran, zu chauffieren. Er wohnte hinter den bekannten «sieben Bergen» aus dem Märchen, ganz am andern Ende der Stadt, wo die Strassen nicht mehr mit Kopfsteinen, sondern nur noch mit Schlammlöchern gepflastert waren und Laternen Seltenheitswert hatten. Schon nach einem knappen Kilometer fand ich mich nicht mehr zurecht. Als ich ihm das gestand, meinte er, es sei alles in bester Ordnung, er werde mich einfach zurückbringen. Ich grübelte immer noch über dem Problem, wie jeder von uns nach Hause gelangen würde, als wir bei ihm ankamen.

Er parkte den Wagen in einem Schlammloch unter einer trüben Laterne. Sobald wir ausgestiegen waren, wurden wir von einer etwa zehnköpfigen Kinderschar umringt, die er mit einer flotten Handbewegung als seine Familie vorstellte. Da er kaum älter als fünfundzwanzig sein konnte, rechnete ich aus, dass er — bei einer Produktion von einem Kind pro Jahr — mit fünfzehn angefangen haben musste. Der Polizist wünschte, dass ich seine Gemahlin kennenlernte; leider war sie gerade abwesend, da sie wieder ein Kind bekam, und die Einladung, zu warten, bis sie nach Hause kam, um für uns ein Abendessen zu kochen, lehnte ich mit der Erklärung ab, ich sei sehr müde und schmutzig. Wir standen noch ein Viertelstündchen im Schlamm, während er vor seinen Kindern stolz den Wagen streichelte, und dann brachte er mich zur *posada* zurück.

Inzwischen hatten wir uns wirklich miteinander angefreundet. Er schlug vor, am nächsten Tag Urlaub zu nehmen und mir die Stadt zu zeigen. Dass ein Polizist anscheinend völlig frei über seine Zeit disponieren und sich als Fremdenführer betätigen konnte, vermochte ich nicht zu begreifen; doch für ihn schien das durchaus kein Problem zu sein. Er wischte meine höfliche Absage einfach unter den Tisch, und nun sass ich in der Klemme. Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn abschütteln sollte, ohne ihn zu verletzen.

Richard rettete mich. Richard war der Nachtportier. Er war auch mein Führer, Dolmetscher, Freund, Geschäftsagent und Trinkkumpan während meines Aufenthalts in Veracruz, und ich möchte ihn jedem warm empfehlen, der nach Vera-

cruz kommt und irgendwelche Hilfe oder Auskunft braucht.

Richard hatte den hemdärmeligen Portier abgelöst, als der Polizist und ich wieder bei der *posada* eintrafen. Er war ein schöner, junger Mexikaner mit vielen weissen Zähnen und schwarzem Lockenhaar. Sowie wir in die Halle traten, zückte er seine Sozialversicherungskarte.

«Herr Datsch aus San Franzisko?» sagte er mit einem so wundervollen Friskoakzent, dass das Heimweh mich packte. «Ich habe sechs Jahre in der Missionsstrasse gewohnt. Nennen Sie mich Richard.»

Wir drückten einander die Hand. Ich fand es bemerkenswert, dass er mich so rasch identifiziert hatte (bis ich entdeckte, dass ich der einzige Gast der *posada* war), aber ich kümmerte mich weiter nicht darum. Ich wollte nur den verflixten Polizisten loswerden, bevor er den Wunsch äusserte, mit mir zu baden. Ich sagte: «Hören Sie Richard, dieser Kerl möchte mich in der Stadt herumlotsen, und ich kann ihn nicht brauchen. Können Sie ihn mir vom Halse schaffen, ohne ihn zu kränken?»

«Warum ihn nicht kränken?»

«Nein, er meint es ja nur gut mit mir.»

Richard zuckte die Schultern. «Gut. Mire, hombre . . .»

Nie in meinem Leben war ich Zeuge einer diplomatischeren Abwimmelei. Richard war ein eleganter Schwindler, und es gelang ihm den Polizisten vor gutem Willen brennend, nach Hause zu schicken. Zum Abschied gab ich ihm fünf Peso, damit er auf meine Gesundheit trinken konnte, obwohl Richard sagte, ich sei ein Trottel. Der junge Mexikaner war offensichtlich ein sehr nützlicher Mann, und ich fragte ihn gleich, ob er ein paar Peso verdienen wolle, indem er am nächsten Tage für mich dolmetschte; er sagte begeistert zu. Nachdem das abgemacht war, erkundigte ich mich, wo ich etwas zu essen und zu trinken bekommen könnte.

(Aus: «So grün war mein Vater». Von David Dodge. Albert Müller Verlag AG., Rüschlikon bei Zürich.)

VERSPÄTETE GERECHTIGKEIT

Einem unter seinen Schülern kannte der Lehrer Töpfel gut, denn er war mit den Eltern des Jungen befreundet. Es handelte sich um prominente Leute der Stadt, und Herr Töpfel war recht stolz darauf, dass er in dem Haus empfangen wurde. Nur, weil sie den Lehrer persönlich kannten, hatten die Leute ihren Sohn Günter auf die Volksschule geschickt; im allgemeinen gingen die Kinder aus so feinen Familien auf Privatschulen, damit sie nicht unter das gemeine Volk kämen. Herr Töpfel wusste das wohl, und er rechnete es sich zur besonderen Ehre an, dass man Günter seiner Obhut anvertraut hatte.

Günter war ein guter Schüler. Noch nie hatte er dem Lehrer einen Grund zur Klage gegeben. Jeden Tag, bevor er den Unterricht begann, sah Herr Töpfel vorn an seinem Pult die Hausaufgaben aller Schüler nach. Wenn eine Arbeit ungenau oder sonstwie mangelhaft war, so schrieb er darunter «flüchtig». Manche Schüler fanden das in ihrem Heft fast jeden Tag, andere nur selten. Günters Arbeit jedoch war fast immer fehlerlos und einwandfrei. Wenn der Lehrer mit der Durchsicht fertig war, so musste jeder Schüler sein Heft offen auf der Bank haben; dann ging Herr Töpfel durch die Reihen, und wenn er wo «flüchtig» sah, so gab es eine Tatze. Es ging kein Tag vorüber, an dem nicht einige Tatzen ausgeteilt wurden, was sich oft durch Geschrei und Wehklagen zu erkennen gab. Bei Günter aber konnte der Lehrer immer getrost vorüber gehen.

Da jedoch alles immer so leicht ging, wurde Günter etwas nachlässig mit den Hausaufgaben, und eines Tages stand unter seiner Arbeit «flüchtig», und das bedeutete eine Tatze. Der Junge hatte Angst vor der Tatze, und die Angst wuchs bis zur Folter, je näher Herr Töpfel auf seinem Rundgang kam. Das Sausen des Stockes, das Knallen auf die flache Hand, das Stöhnen des Bestraften hatte nun einen andern Klang. Doch Günter wollte sich zusammennehmen, er würde nicht heulen, und er straffte sich, als Herr Töpfel kam. Aber der sah ihn bloss stumm an und ging vorüber.

Das war eine Warnung. Es war noch einmal gut abgelaufen, aber er musste aufpassen. Es unterlief ihm so bald kein Fehler mehr. Trotzdem stand es nach ein paar Monaten zum zweiten Male da. Diesmal zitterte Günter vor der Tatze. Doch als Herr